

Feindbild Jugo – oder wie sich das Ansehen von Migranten wandeln kann

von David Koller

Fürwahr, ihr Ansehen könnte besser sein. Die «Jugos» sind der Schweizer liebste Unliebsame: «Männlich, gewaltbereit, kriminell, Autonarr, jung und – vor allem – nicht integriert». So beschreiben Erika Sommer und Dejan Mikic im Vorwort ihres Buches «Jugoslawien-Schweiz einfach. 20 Erfolgsgeschichten» das Ansehen der Gastarbeiter aus der ehemaligen Volksrepublik Jugoslawien. Dabei war doch einst alles anders: Als die Schweizer Wirtschaft in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts Arbeitskräfte aus Titos damaliger Volksrepublik rief, galten die Migrantinnen und Migranten aus Jugoslawien als fleissig und waren in Gaststuben, auf Baustellen sowie in Fabrikhallen gleichermassen gern gesehen.

Geht es nicht um ihren vermeintlichen Nationalhelden Tell, hält sich das Geschichtsbewusstsein der Schweizer offensichtlich in Grenzen. In ihren Augen scheint das einstige, ohne politischen Druck nicht überlebensfähige, multiethnische Staatsgebilde auf dem Balkan immer noch zu existieren. «Jugo» gilt hierzulande als Sammelbegriff – und Schimpfwort – für alle einstigen Südslawen, von den Slowenen bis zu den Albanern. Dabei ist doch gerade im heutigen Serbien der Ausdruck Jugo, zu Deutsch Süd, alles andere als ein Schimpfwort. Firmen tragen dort Namen wie Jugoexport, Jugopetrol oder Jugoelektro. Für Kosovo-Albaner hingegen ist das Wort sehr wohl unerfreulich. Sie wollen sich unter keinen Umständen als «Jugos» verstanden wissen, jetzt nach der Staatengründung des Kosovos erst recht nicht mehr. Jugos, das sind in ihren Augen die Serben, mit denen sie weissgott nicht in Verbindung gebracht werden wollen. Ironie des Schicksals ist indessen, dass an den helvetischen Stammtischen gerade die Kosovo-Albaner als die klassischen «Jugos» gelten.

Ende 2005 lebten 358 386 Personen aus den einstigen Republiken des ehemaligen Jugoslawien in der Schweiz. Der grösste Teil von Ihnen führt ein unbescholtenes Leben. Wieso hat diese Volksgruppe hierzulande trotzdem einen dermassen schlechten Ruf? «Ich glaube, die «Jugos» sind teilweise selber dafür verantwortlich», sagt dazu Andrej Vckovski. Der gebürtige Mazedonier ist promovierter Geoinformatiker und einer der 20 im Buch «Jugoslawien-Schweiz einfach» vorgestellten Personen. Sie seien selber schuld, «weil sie sich abschotten und zu oft in Parallelgesellschaften zur übrigen Bevölkerung verkehren», begründet Vckovski die Ablehnung. Hinzu komme die Medienberichterstattung «über Kriminalität, Raser und so weiter». Diese sei «oft zu wenig differenziert», was die Vorurteile vieler bekräftige. Der blutige Bürgerkrieg, der den Balkan in den 90er-Jahren erschütterte, hat ein weiteres Vorurteil bestätigt: «Jugos» sind gewaltbereit und greifen in der Konfliktbewältigung viel schneller zu archaischen Mitteln, als dies Westeuropäer tun.

Gleichwohl, der Ruf einer Gastarbeiter-Nation kann sich mit dem Lauf der Zeit verbessern. Das zeigt sich wohl am deutlichsten an den Italienern. In seinem Buch «Ein Einzig Volk von Immigranten. Die Geschichte der Einwanderung in die Schweiz» umschreibt Autor Willi Wottreng eine Versammlung in Zürich des Jahres 1896. Da-

mals hatte in Aussersihl ein Italiener ein Schweizer erstickt. Aufgebrachte Schweizer riefen als Folge eine Versammlung ein und forderten «eine strenge Kontrolle der hier wohnenden Italiener». Unter anderem verabschiedeten die Anwesenden eine Resolution, die «eine Untersuchung der Wohnungen [der Italiener] in sanitärischer Beziehung», verlangte. Zudem drohte die Versammlung: «Sollte dies nicht genügen, so wird energisch zur Gründung einer Bürgerwehr geschritten.» Italiener waren damals und noch bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts vielen Schweizern ein Dorn im Auge. «Die Italiener nehmen den Schweizern die Wohnungen weg, sie drücken die Löhne, sie bezahlen keine Steuern, führen sich dafür immer unflätig auf», beschreibt Wottreng die damaligen Bedenken. Heute hat sich dieses Bild fundamental gewandelt, Italiener gelten als perfekt assimiliert. Selbst ihre Küche, über die man weiland nur die Nase rümpfte, ist zum festen Bestandteil der Schweizer Kultur geworden. Fast in jedem noch so abgelegenen Nest gibt es heute eine Pizzeria.

Nicht nur Italiener sind den Schweizern ans Herz gewachsen. Auch Bewohner aus Sri Lanka, die um 1980 als Asylbewerber einreisten, gehören heute zur Gesellschaft. Dabei galten sie einst als faul und wurden ausgeschlossen. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich daran, dass er und seine Kollegen seinerzeit auf dem Pausenplatz unliebsame Schweizer Mitschüler als «Tamilen» beschimpften.

Migranten aus Ex-Jugoslawien weichen vom oben umschriebenen «Assimilations-Schema» ab. Sie waren einst beliebt, ihr Ansehen verschlechterte sich erst im Laufe der Jahre. Gleichwohl stehen die Chancen gut, dass sich langfristig auch das Ansehen der «Jugos» wieder verbessern wird. In ihre Rolle als «Feindbild» wird eine andere Ethnie nachrücken. Ein Kreislauf, dem wohl bis auf weiteres nicht Einhalt zu gebieten ist. Das Fremde wird auch in Zeiten der Globalisierung immer auf Widerstand stossen; hierzulande wie anderswo.

Neue Stigmatisierungen werden sich also einbürgern. Genau das ist falsch. Denn Ethnien haben keine Charaktereigenschaften. Es gibt keine schlechten Völker, nur unangebrachte Vorurteile.

Mikic Dejan und Sommer Erika: Jugoslawien-Schweiz einfach. 20 Erfolgsgeschichten. Zürich, 2007.
Wottreng, Willi: Ein einziges Volk von Immigranten. Die Geschichte der Einwanderung in die Schweiz. Zürich, 2000.